

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1909

227 (6.10.1909) 2. Blatt

Badischer Beobachter.

Hauptorgan der badischen Zentrumsparlei.

<p>Er scheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pfg., vierteljährlich M. 2.70. In der Geschäftsstelle oder den Abgaben abgeholt, monatlich 80 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt M. 3.25, durch den Briefträger ins Haus gebracht, M. 3.67 vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.</p>	<p>Fernsprecher Nr. 535.</p>	<p>Beilagen: Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt „Stern und Blumen“. Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt „Blätter für den Familientisch“.</p>	<p>Fernsprecher Nr. 535.</p>	<p>Anzeigen: Die sechspaltige Zeitzeile oder deren Raum 25 Pfg. Zeitanzeigen billiger. Bei öfterer Wiederholung entsprechende Rabatte. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle alle Anzeigen-Bermittelungsstellen an. Redaktion und Geschäftsstelle: Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden). Sprechstunden der Redaktion: von halb 12 bis 1 Uhr mittags.</p>
<p>Rotationsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.</p>		<p>Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Familien: S. Theodor Meyer; für Ausland, Nachrichten und den allgemeinen Teil: Franz Wabl; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; sämtliche in Karlsruhe.</p>		<p>Verantwortlich für Anzeigen und Bekleben: Hermann Wahler in Karlsruhe.</p>

Deutschland.

Berlin, 6. Oktober 1909.

Neue große Kolonialforderungen sollen bestehen und zwar 21 Millionen Mark für die Verstaatlichung der Ostbahn, 9 Millionen Mark für den Umbau der Bahn von Szwabmünd nach Windhuf und 24 Millionen Mark für die Vinte Windhuf-Neemanshoop; das sind insgesamt 50 Millionen Mark. Die Zinsen hiervon sind allein 2 Millionen Mark und mit der gebotenen Amortisation 2 1/2 Millionen Mark. Es ist ganz ausgeschlossen, daß das Schutzgebiet aus eigenem die Mittel aufbringen kann und wenn es Gold hat, soll es erst einen Teil der hohen Witzläden von 16 Millionen Mark übernehmen. . . . Eine Verstärkung der Schutztruppe für Deutschosafrika glaubt die „Deutsch-Ostafrika-Rundschau“ ankündigen zu können. Der bisherige Kommandant von Südos, Hauptmann von Stumer, hat Aufträge erhalten, mit einer aus Abgaben verschiedener Kompanien zusammengekauften Abteilung nach Namibia nach dem Süden zu marschieren. Da liegt wohl die Vermutung nahe, schreibt das Blatt vorichtig, daß dort eine Kompanie allmählich bauernd stationiert werden soll und wäre eine solche Abfahrt der Regierung sehr zu begrüßen. Nur ist eben keine Kompanie vorhanden und diese muß (!) auch vom Reichstag — hoffentlich schon in der nächsten Session — unbedingt bewilligt werden. . . . So bitten es die Interessenten drängen, die von diesen Kosten keinen Pfennig übernehmen! Der Reichstag aber wird sich solche Voraussetzungen ganz genau ansehen.

Eine recht hohe Erbschaftsteuer mußte kürzlich in Berlin entrichtet werden. Der im Jahre 1895 von dem Verleger des „Berliner Tageblatt“ Rudolf Mosse und seiner Gattin errichteten Anstalt zur Erziehung hilfsbedürftiger Kinder ohne Unterschied der Konfession ist durch allerhöchsten Erlaß vom 22. September 1908 die landesrechtliche Genehmigung als rechtsfähige Stiftung erteilt worden. Die Anstalt trägt den Namen: „Emilie Rudolf Mosse-Stiftung, Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen in Wilmersdorf bei Berlin.“ Der Wert der Stiftung beträgt, wie die M. G. C. schreibt, 3 1/2 Millionen Mark. Davon entfallen auf Grundstück und Anstaltsgebäude 720,000 Mark, auf die innere Einrichtung 90,000 Mark, während die Höhe des Stiftungskapitals 2 1/2 Millionen Mark beträgt. Für das Stiftungskapital, das in das Schulbuch des deutschen Reiches und des preussischen Staates eingetragen ist, mußte jetzt eine fünfprozentige Schenkungssteuer gezahlt werden, die den Betrag von 155,142 Mark ausmacht. Wir teilen dieses Vorkommnis mit, um unsere Leser daran zu erinnern, daß im Jahre seit 1906 eine Reichserbschaftsteuer besteht, die die höchsten Sätze aller Kulturstätten aufweist (4 bis 25 Prozent). Die Gegner verschweigen dies absichtlich, sobald viele Volksteile hiervon keine Kenntnis haben. Wäre es aber dem Zentrum nicht gelungen, für Stiftungen zu sozialen, wissenschaftlichen und

religiösen Zwecken den Steuerfuß von 5 Prozent festzulegen, so hätten in diesem Falle 25 Prozent Steuer, also über 800,000 Mark Reichssteuer bezahlt werden müssen, daran sei auch erinnert.

Auf das Konto der Reichsfinanzreform sucht man in liberalen Kreisen alles nur denkbare zu loben; so schreibt man jetzt aus Hessen: „Die bescheidenen Finanzen scheinen sich, da die Reichssteuer und Finanzreform nicht den gehegten Erwartungen entspricht, für die nächste Zukunft recht trüb zu gestalten. In einer vor wenigen Tagen abgehaltenen Sitzung des Staatsministeriums ist man zu dem Ergebnis gelangt, daß eine Steuererhöhung für das kommende Jahr nicht mehr unangenehm werden kann. . . . Die Einführung der neuen Reichssteuergehalte wird für die Einzelstaaten auch nicht ohne Vermehrung des Beamtenpersonals möglich sein; schon jetzt werden für Durchführung der neuen Brantweinsteuer, die Zinsdividenden und Verrechnungsbeiträge Steuern eine größere Anzahl von Finanzbeamten vorübergehend zur Dienstleistung bei dem bescheidenen Finanzministerium eingezogen. Die Zustände spüren sich mehr und mehr zu einer finanziellen Notlage für die mittleren und kleineren Staaten zu.“ Aber daran ist doch nicht die Reichsfinanzreform schuldig; im Gegenteil; wenn neue Finanzbeamte erforderlich werden, so ist zu berücksichtigen, daß die Einzelstaaten auch vom Reich entsprechende Erhebungsstellen erhalten, die zur Bezahlung dieser Beamten voll ausreichen. Wenn man erst nach liberalen Wünschen das Brantweinmonopol und die Erbschaftsteuer angenommen hätte, wäre ein ungeheures Beamtenheer erforderlich gewesen, das mindestens 60 Mill. M. im Jahre gekostet hätte; heute kommt man mit 7 Mill. M. Erhebungsstellen durch. Dann aber hat die Reichsfinanzreform die Einzelstaaten sehr entlastet, denn die gestundeten Matrularbeiträge in Höhe von 242 Mill. M., die vom Reichstagstage herüber, hat das Reich übernommen. Wenn daher Hessen höhere Steuern einführen muß, dann ist nicht die Reichsfinanzreform die Ursache, sondern die Verhältnisse in Hessen selbst.

Zehn Jahre christlicher Gewerkschaftsarbeit. Unter diesem Zeichen fanden die Versammlungen des 7. Kongresses der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, über die jedoch das offizielle Protokoll erschienen ist (Stölin, Christlicher Gewerkschaftsverband, 292 Seiten 1 M.). Angefaßt dieser zehnjährigen Jubiläumstag beantragt das Protokoll ein ganz besonderes Interesse. Es enthält neben den drei Reden, die in der großen, den Kongress einleitenden Versammlung gehalten wurden, sowie den Bericht des Ausschusses des Gesamtverbandes ausführliche Vorträge über: Der Arbeiterschutz in seiner grundsätzlichen Bedeutung, historischen Entwicklung und seinen Zukunftsaufgaben, Entwicklung und Stand der deutschen Arbeiterversicherung, die fünfjährige Gestaltung der Reichsversicherungsordnung, das Verhältnis der christlichen Gewerkschaften zur christlichen Arbeiterbewegung und die den Vorträgen sich

anschließende Diskussion. Das Protokoll ist bedeutend umfangreicher als das der vorausgegangenen Kongresse und bietet für die agitatorischen und organisatorischen Aufgaben der christlichen Gewerkschaftsbewegung in nächster Zeit reichliche Anregungen.

Weg mit den roten Taschentüchern! Eine schauerliche Geschichte wird von der „Neuen Bad. Wdg.“ an das Licht der Öffentlichkeit gezogen. Bekanntlich ist von nationalliberaler Seite mehrfach behauptet worden, daß bei der letzten Stichwahl im Wahlkreis Neustadt-Landau katholische Geistliche direkt oder indirekt zur Wahl des Sozialdemokraten aufgefordert hätten. Vor einigen Tagen hat dies noch der Abg. Dr. Stresemann in einer Versammlung in Köln behauptet, allerdings ohne Beweise dafür zu erbringen. Die „Neue Bad. Wdg.“ ist nun in der Lage zu verraten, wie diese pöbelhafte Aufforderung vor sich gegangen sei. Sie erzählt: Der Pfarrer eines Dorfes in der Nähe Neustadts ließ am Tage vor der Stichwahl die Mitglieder des katholischen Männervereins bzw. des katholischen Gesellenvereins zu einer Versammlung einladen und sprach dort etwa folgendes: „Meine Herren! Wie Sie wissen, hat die Zentrumsparlei für die morgige Wahl Stimmhaltung beschlossen. Sie wissen aber auch, meine Herren, daß das Wählen eine Pflicht ist, wer es also mit seinem Gewissen nicht vereinbaren kann, zu Hause zu bleiben, der mag ruhig wählen. Und was den Kandidaten betrifft (bei diesen Worten griff der Herr Pfarrer in die Tasche und zog sein inaltertes Taschentuch hervor), so mag jeder wählen, wie er will. Sie verstehen also, meine Herren (abermäliges verständnisvolles Schmunzeln des roten Schnupftuchs, das der Pfarrer dann einsteckte), es steht jedem frei, so zu wählen, wie er es für seine Pflicht hält.“

Schade daß festgesetzt wurde, daß im ganzen Bezirk kein Dorf mit einem katholischen Gesellenverein existiert. Das Nammeiner linksliberale Blatt ist also offenbar von einem Witzbold heringerlegt worden. Wie man über, sollen aber aus diesem Anlaß die vereinigten linksliberalen Parteien einen Antrag im Reichstag einbringen, daß das Tragen von roten Taschentüchern streng verboten wird. Man hofft damit zugleich der liberalen Falsch einen guten Dienst zu leisten.

Ausland.

Italien.

Ein mutiger Bürgermeister. Aus Benedig wird der „Augsb. Postz.“ vom 28. Sept. gemeldet: Der Bürgermeister von Benedig, Conte Grimani, ist ein mutiger Mann. Er hatte gefürchtet den Kongress des italienischen Lehrervereins zu begründen, der eine Deutsche die Antiliberalismus und Sozialismus ist. Der Präsident dieses Lehrervereins, gegen den sich der so mächtig emporkommende katholische Lehrerverein „Nicolo Tommaso“ gebildet hat, ist der sozialistische Republikaner Commandini. Der Bürgermeister sagte in seiner Ansprache, er wüßte, daß das Schulproblem unter der Mitwirkung aller Faktoren gelöst werde, „aber, so sagte er bei, ich würde nicht auftrifft sein, wenn ich Ihnen, meine Herren, nicht sagen würde, daß ich mir eine Schule,

die das Hebernatürliche beiseite schiebt, nicht vorstellen kann.“ Bei diesen Worten brach ein furchtbarer Tumult unter den ungläubigen Lehrern aus, denn so etwas hatte ihnen noch niemand zu sagen gewagt. Sie, die erklärten Freunde der religionslosen, atheistischen Schule, mußten sich ein solches Monitorium gefallen lassen! Der Sturm dauerte einige Minuten, als er nachläßt, hört man einigen Beifall, der rasch zunimmt und auf die Veranstalter des Kongresses ganz verblüffend wirkt. Für sie ist er der Beweis dafür, daß noch mehr Untritte aus dem Lehrerverein bevorstehen und daß der katholische Lehrerverein noch wachsen wird. Conte Grimani aber wartete nach seinem mutigen religiösen Bekenntnis ruhig, bis alles ruhig war und fuhr dann fort, die Stadt Benedig könne es sich zum Ruhme anrechnen, daß sie ihre Lehrer besser behandle und befolge, als es die Lehrerverein verlangte. So lehrerfreundlich, hieß das, ist eine sterbliche Stadtverwaltung!

Frankreich.

Paris, 3. Okt. Aus Versailles wird das Ableben der 83jährigen Witwe des bekannten Generals Bon langer gemeldet. Seit ihrem energischen Protest vor dem Gerichtshof gegen die Eheverbindung, die ihr damals auf der Höhe ihres politischen Glückes stehender Mann anstrebte, um sich mit Madame Bonnemaun zu verheiraten, hat sie der Öffentlichkeit nicht mehr angehört und sich ausschließlich der Erziehung ihrer zwei Töchter gewidmet, von denen die eine an den Major Briant verheiratet ist. Verwundert ist beim Tode der Witwe das Zusammenreffen zweier Todesboten. Gerade vor 18 Jahren auf den Tag genau hatte sich der von seinem Ghabinittenglanze jah gelährte General im Kirchhof zu Jzeles (Belgien) am Grabe seiner oben erwähnten Geliebten erschossen.

Soziales.

Die Handwerkskammer! Man schreibt uns: Durch Zufall kommt mir heute eine Zeitungsnote aus dem Handelsfachblatt „Der Vermittler der Eisenwarenbranche“ Nr. 40 (Wilmersdorf, den 1. Oktober 1909, 8. Jahrgang) zu Gesicht, mit folgendem Wortlaut: „Eine merkwürdige Nachricht kommt aus Berlin. Dort hat die Handwerkskammer sich ein eigenes Haus erbauen lassen. Was tut nun diese Kammer, welche ihre Hauptaufgabe in der Förderung des Handwerks erblicken soll? Sie vergibt den ganzen Bau, welcher mehrere Hunderttausend Mark kostet, in Generalunternehmung an eine Aktiengesellschaft.“ — Hier tut Aufklärung dringend not, ob diese Nachricht den Tatsachen entspricht. Wenn diese Ungeheuerlichkeit wahr ist, dann braucht man sich wirklich nicht mehr zu wundern, weshalb es gar nicht vorwärts gehen will mit der Verbesserung des Submissionswesens.

Kleine badische Chronik.

Mannheim, 5. Okt. Dem Vernehmen nach nimmt der Heilungsprozess des Kaisers Garz, der bekanntlich bei dem Jagenhäusener Eisenbahnunfall schwere Verletzungen davontrug, einen günstigen Verlauf, so

Der Hochwald.

Studie von Adalbert Stifter. (Fortsetzung.)

Der Vormittag war vorüber, der Schatten der Lagen war von dem See gewichen, und man sah Gregor mit der Wäsche auf der Schulter die zwei Mädchen dem Abornwäldchen zuführen. Johanna war, wie gewöhnlich, in ihrem weißen Kleide, aber Clarissa hatte all ihren Schmuck und ihre schönsten Kleider angezogen, so daß sie wie eine hohe Frau war, die zu einem Königsfeste geführt wird. Es liegt etwas Fremdes und Abwehrendes in Schmuck und Feierkleid der Frauen; sie sind gleichsam der Hofstaat ihrer Seele, und selbst der alte Waldjohn, der nie andere Junceln sah, als die des Morgens in den Tannen, fühlte sich von Clarissas Schönheit gedrückt und fast untertänig; denn auch in ihrem Angehichte lag ein fremder Schimmer und ein strahlender Ernst.

Johannas Herz klopfte ungebändigt und — obwohl sie sich's zu sagen schämte — die kleine Angel und der Jägerbüchse, der von dem furchtbaren Wildschützen erzählt hatte, wollten ihr nicht aus dem Sinn kommen, und es war ihr dunkel drohend, als ob etwas Entsetzliches kommen würde.

So war man bis gegen die letzten Ahornen gelangt. Ein Mann, in einfache, ungeheuchelte Rinnen gekleidet, einen breiten Hut auf dem Haupte, eine Kante im Arme, lag auf einem der grauen Steine. Wie man ganz in die Nähe gekommen, stand er auf, zog ehrerbietig den Hut und wies sein Antlitz. — Johanna hätte fast einen Schrei getan — so schön war er — auch Clarissa wankte einen Augenblick. Wie er den Hut abgenommen und das Auge mit einem schnellen Blick ihnen zugewendet, warf sich eine Flut von Haaren, wie ein goldener Strom, auf seine Schultern, darlegend das lichte Antlitz, fast knabenhaft schön und fein, daraus die zwei großen, dunkelblauen Augen hervor, die zwei Seelen, die auf Clarissas blickten. — Auch sie vergaß ihr dunkles Auge sekundenlang auf seinen Zügen, den wohlbekannten, vielgeliebten, vielgekränkten — bis sie

plötzlich hocherröten einen unbeholfenen Schritt fehrwärts tat, gleichsam gegen die Wand hin, die in der Nähe stand, als wollte sie sich darauf legen. Johanna, bloß diese Absicht vermutend, war ihr behilflich und setzte sich neben sie. Er, noch immer kein Wort redend, ließ unbehindert seine Blicke ihren Bewegungen folgen, als sei er betreten, daß eine ganz andere Gestalt gekommen, als er erwartet. Endlich legte er seine Kante fehrwärts und setzte sich den Mädchen gegenüber auf denselben grauen Stein, auf dem sie ihn gefunden.

Die hohen Bäume, die graue Felswand und die weißen Nachmittagswolken haben stimmt auf die seltsame, ebenfalls stumme Versammlung. Gregor ging abseits von den Ahornen, anscheinend so hier und da das fortwährende Bergelben der Blätter betrachtend.

Endlich lalten sich Clarissas Lippen auf, und sie sagte: „Zhr habt uns aufgefordert — Zhr wolle, mein' ich, mit uns reden — wir sind gekommen — so redet.“

„Ja,“ antwortete er, „ich hat Euch um eine Unterredung, aber nur E u h; denn ich kenne die andere Jungfrau nicht.“

„Es ist meine Schwester Johanna.“

Mit Verwunderung blickte er nun auf Johanna und sagte trüblich lächelnd: „Sie ist aus einem Kinde nun eine schöne Jungfrau geworden — o Clarissa, wir haben uns sehr lange nicht gesehen — damals war sie ein Kind, das selten sichtbar wurde, daß ich ihrer schon ganz vergaß. — Kennst Zhr mich, Johanna?“

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Nun, Clarissa,“ fuhr er fort, „verzeihe, daß ich gekommen, und auch die Art, wie ich es tat. — Seht, ich wollte nicht plötzlich, wenn Zhr lustigwandelnd ginget, vor Euch treten — ich hätte ein solches Male gefohnt — sondern erst Euren Begleiter, den ich seit langen kenne, sprechen, aber er war stets an Eurer Seite und verließ sonst nie das Haus, daher sandte ich ihn durch den Geier meine Kante, die er wohl kennt, auch lichte er mich jogleich und fand mich, aber keine Macht der Ueberredung konnte ihn dahin

bringen, daß er Euch von mir eine Botenschaft brächte — ja, er verrammelte und bewachte das Haus nun vorzüglicher als je, so daß ich ihn, der mich einst so liebte, gar nicht begriff. Ich selbst mußte mir nun, sei es auch auf die Gefahr hin, daß mich einer Eurer Knechte erschlage, Gelegenheit verschaffen, Euch meine Anwesenheit kund zu tun, ob Zhr etwa freimüßig gewähret, was ich nicht rauben wollte und von ihm nicht erbitten konnte. Ich sang das Lied, das Zhr kennen müßet.“

„Ich kannte es,“ sagte Clarissa, „und sei es nun auch Unrecht, daß ich kam, ich wollte Euch nicht fortweisen, da Zhr so viel Anstalt machet, mich zu sprechen — und nun redet, warum seid Zhr hier, die Zukunft und Nähe zweier Mädchen zu unterbrechen, die so kindisch sind, daß sie oft das unversehene Anschauen eines Blattes schreckt, sagt, warum seid Zhr hier?“

„Clarissa — Zhr fragt das?“ sagte er, indem ein leichter Rauch von Not über sein Gesicht lag, „wisset Zhr selber denn das nicht?“

„Nein, ich weiß es nicht,“ antwortete sie mit unsicherer Stimme.

„Zhr wißt das nicht?“ wiederholte er zweimal, „Zhr wißt das nicht?“ — und er warf sein Haupt wie im Schmerz empor, so, daß auf einen Augenblick der Glanz der Herbstsonne auf die schwärmerischen Bügel fiel — und sie verfluchte — „Zhr wißt das nicht? Sehet, ich bin in Frankreich gewesen — ich war weiter, in dem neuen Lande war ich jenseits des großen, glänzenden Meeres — ich kam wieder, ich suchte Euer Schloß, es ist bedroht, Zhr seid geflüchtet, niemand weiß, wohin — ich kundschaftete auf allen Straßen; eine führt gegen den Wald, sie sah Euch ziehen — ich suchte Gregors Hütte, er ist nicht da. — Durch alle Wälder und Schluchten, lebend von dem, was mir meine Büchse erwarb, ging ich tagelang, wochenlang, bis — es war eine lichte, schöne Stunde — bis der Gedanke dieses Sees wie ein Blitz in meine Seele fuhr, wie ihn mir einst Gregor zeigte und die Worte sagte: „Auf diesem Anger, an diesem Wasser ist der Herzschlag des Waldes; mir ist, als müßte ich ihn hören,

so lieblich und tren und fester als die Burg eines Königs“ — ich kam hierher — am Rande jener Felsenmauer herüberkletternd erblickte ich das hölzerne Haus, auf einem Felsensteige — Gregor weiß ihn — Euch wäre er tödlich — stieg ich nieder, — dort, wo die Sandriecken beginnen, im Schatten des Felsens ruhte ich erkrankt aus, wüßte mich das Blut von den Händen — und wie ich nach diesem Geschehe aufblickte — kaum hundert Ellen von mir am Rande des Gerölles sah Zhr mit Johanna, beide in weißen Gewändern und vertraulich redend — ich erschraf, daß sich der See und die Bäume drehten — das schreiende Herz brühte ich nieder, ja, in meiner Torheit halte ich den Atem an, daß er Euch nicht erreiche, obwohl ich nicht einmal Eure Worte hören konnte — aber hold und süß müßten sie gewesen sein; denn Zhr sahet und sprachet lange, legtet endlich Eure Hände ineinander und sahet schweigend in die Luft hinaus, mir wollte es bedürfen im Uebermaß der Nührung und der Liebe und des Vertrauens — als es Abend wurde, ginget Zhr — diese Bäume hier verschlangen den letzten Schimmer Eures Gewandes — ich blieb sitzen und stillte meinen Hunger mit einer Handvoll Brombeeren. Wieder sah ich Euch — gehen durch den Wald, wandeln an dem See, ruhen auf diesem oder jenem Steine — ich war Euch oft so nahe, daß ich Euch greifen konnte; Eure Darfe hörte ich des Nachts. — Seht Zhr, dort oben, wo der dürrer Sandstrom nun die zwei Felsenhäupter aufst, steht ein Baum, es ist nur mehr der Strunk einer Föhre, die der Blitz einst zerfäll, bei Tage ist er ein misfähriges Grau, aber in der Nacht beginnt er zu leuchten, blau, grün und weiß — stundenlang sah ich an dem Felsen und sah auf das stille, nächtliche Glimmen desselben — Clarissa und Zhr fragt, weshalb ich gekommen?“

„D übt ihn nicht,“ sagte sie mit innig fliehender Stimme, „so übt ihn nicht, den alten Zauber, dessen Gewalt Zhr kennt und einst erprobet gegen ein törichtes Mädchen — o übt ihn nicht, es ist nicht redlich.“ (Fortsetzung folgt.)

